47 Meiner

Archiv für Begriffsgeschichte

ABHANDLUNGEN

Paul Ziche: ΕΣΤΙ ΤΟΥ ΜΕΣΟΥ Η ΖΗΤΗΣΙΣ. Der Begriff der »Mitte« in Aristoteles' Wissenschaftskonzeption

Werner Strube: Schönes und Erhabenes

Helmut C. Jacobs: Vom Entdecken zum Erfinden

Ulrike Santozki: Kants »Technik der Natur« in der Kritik der Urteilskraft

Javier A. Ibáñez-Noé: Die Geschichte des Begriffs »Urteilskraft« bei Kant und seinen Vorgängern

Ulrich Dierse: Umformulierungen einer unvermeidlichen Frage

Falko Schmieder: Von der Methode der Aufklärung zum Mechanismus des Wahns

Marc-Oliver Schuster: Rudolf Pannwitz' kulturphilosophische Verwendungen des Begriffs »postmodern«

MISZELLEN

Aaron Fellbaum: Kants Organismusbegriff und seine Transformation in der Naturphilosophie F.W. J. Schellings

LITERATURBERICHT

Ulrich Dierse: Neuerscheinungen des Lessico Intellettuale Europeo

Archiv für Begriffsgeschichte · Band 47

Archiv für Begriffsgeschichte

Begründet von
Erich Rothacker

herausgegeben
von
Ulrich Dierse, Christian Bermes und Christof Rapp

Band 47

Jg. 2005

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

Archiv für Begriffsgeschichte

Bd. 1–10 Herausgeber: Erich Rothacker
Bd. 11–26 Begründet von Erich Rothacker. Herausgegeben in Verbindung mit Hans-Georg Gadamer und Joachim Ritter von Karlfried Gründer
Bd. 27–34 Begründet von Erich Rothacker. Herausgegeben in Verbindung mit Hans-Georg Gadamer und Joachim Ritter (†) von Karlfried Gründer und Gunter Scholtz
Bd. 35–43 Begründet von Erich Rothacker. Herausgegeben in Verbindung mit Hans-Georg Gadamer und Karlfried Gründer von Gunter Scholtz
Bd. 44–46 Begründet von Erich Rothacker. Herausgegeben in Verbindung mit Karlfried Gründer von Ulrich Dierse und Gunter Scholtz

Wissenschaftlicher Beirat

Tilmann Borsche (Hildesheim),
Thomas Buchheim (München),
Ralf Konersmann (Kiel),
Christoph Markschies (Berlin),
Gisela Schlüter (Erlangen-Nürnberg),
Gunter Scholtz (Bochum),
Rolf Schönberger (Regensburg),
Carsten Zelle (Bochum).

ISSN 0003-8946

© Felix Meiner Verlag 2005. Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe und der Übersetzung vorbehalten. Dies betrifft auch die Vervielfältigung und Übertragung einzelner Textabschnitte durch alle Verfahren wie Speicherung und Übertragung auf Papier, Transparente, Filme, Bänder, Platten und andere Medien, soweit es nicht §§ 53 und 54 URG ausdrücklich gestatten. Satz: Type &Buch Kusel, Hamburg. Druck und Bindung: Druckhaus »Thomas Münzer«, Bad Langensalza. Werkdruckpapier: alterungsbeständig nach ANSI-Norm resp. DIN-ISO 9706, hergestellt aus 100% chlorfrei gebleichtem Zellstoff. Printed in Germany. *www.meiner.de/afb*

Editorial

Als 1955 der erste Band des *Archivs für Begriffsgeschichte* publiziert wurde, machte der Gründer und erste Herausgeber des Periodikums, Erich Rothacker, darauf aufmerksam, daß die Begriffsgeschichte nicht als eine isolierte Disziplin gedeutet werden könne, daß sie vielmehr den Zwischenraum von Philosophie, Wissenschaft, Literatur und allgemeinem Sprachgebrauch reflektiere und auch den kulturellen Rahmen der genuin philosophischen Selbstverständigung mit in Betracht ziehe. Denn nur auf diese Weise lasse sich das erreichen, was als Ziel der begriffsgeschichtlichen Forschung angesehen werden könne: »eine vertiefte Vernunftkritik«. Im Zentrum der Untersuchungen des *Archivs* standen und stehen in diesem Sinne philosophische bzw. philosophisch geprägte Ausdrücke. Dies bedeutet jedoch keine Isolierung oder Einengung, sondern eine Aufgabenstellung. Weisen doch die philosophischen Termini über sich hinaus, sind sie eingebettet in Diskussionen, die die Kultur und deren Selbstverständigung im ganzen betreffen. Vor diesem Hintergrund versteht sich das *Archiv* als ein Forum der Reflexion philosophischer Ausdrücke, die auch als »kulturphilosophische Grundbegriffe« (Rothacker) auftreten können und Karriere gemacht haben.

Die Begriffsgeschichte stellt sich in das Zentrum der philosophischen Artikulation und deren historischer Entwicklung in einer Zeit, die, wie es Karlfried Gründer 1967 formulierte, sich ›nur im Verhältnis zu ihrer eigenen Geschichte vollziehen kann‹. Sie gründet auf der Überzeugung, daß die Begriffe ›in ihrem eigenen Element, nicht in einem ihnen fremden verstanden werden‹ müssen. Die Begriffsgeschichte befragt die philosophischen Termini auf ihre teilweise vergessenen, teilweise auch verdeckten Bedeutungshorizonte, um ein vertieftes und erweitertes Verständnis der Geschichte und damit auch der sich artikulierenden Vernunft zu gewinnen. Dementsprechend nimmt sie ihren Ausgang vom sprachlichen Ausdruck und seiner Verwendung in den unterschiedlichsten Quellen, um in der Ausdrucksgestalt des Begriffs die Verschränkung von Ideen- und Wortgeschichte aufzuzeigen. Damit vermag sie dasjenige Fundament zu erhellen, auf dem sich die Wissenschaften und die Philosophie bewegen.

Die begriffsgeschichtliche Forschung ist ein offenes Vorhaben, das nicht durch lexikalische Projekte abgeschlossen werden kann. In diesem Sinne wies bereits Gunter Scholtz, der das *Archiv* von 1983 bis 2004 mehr als zwei Jahrzehnte geleitet und geprägt hat, in seinem Vorwort zu Band XXVII darauf hin, daß im Kontext der neu entstandenen begriffsgeschichtlichen Projekte, dem *Archiv* eine weitere Aufgabe zukomme: Es liefert Ergänzungen, die die lexikalischen Projekte erweitern. Das *Archiv*, das ursprünglich die Grundlagen für das *Historische Wörterbuch der Philosophie* bereitstellte, greift als eine fortlaufende Publikation ein Charakteristikum der Begriffsgeschichte selbst auf: die Unabgeschlossenheit und

Wandelbarkeit der Begriffe und die fortwährende Reflexion auf deren Entwicklung.

Das Herausgebergremium wurde Ende 2004 neu besetzt. Die Herausgeber greifen die Tradition des Periodikums auf und führen sie weiter. Das *Archiv für Begriffsgeschichte* wird seiner Aufgabe in Zukunft dadurch gerecht werden, daß es neben der Veröffentlichung thematischer Untersuchungen auch auf Desiderata reagiert, die in Lexika oder Wörterbüchern unerfüllt geblieben sind. Auch die Reflexion auf die Theorie der Begriffsgeschichte ist, wie die vergangenen Jahrzehnte zeigen, keineswegs abgeschlossen. Terminologiegeschichte, historische Semantik, Diskursanalyse oder auch Metapherngeschichte belegen die vielfältigen Varianten begriffsgeschichtlicher Forschungen. Das *Archiv* sowie die parallel erscheinenden Sonderhefte verstehen sich als ein Ort, an dem auch die begriffsgeschichtliche Theoriebildung vorangetrieben wird.

Mit dem Wechsel des Herausgebergremiums wurden einige Änderungen in der Konzeption der Zeitschrift vorgenommen. Im Zentrum werden nach wie vor die Aufsätze und Miszellen zur Begriffsgeschichte stehen. Die ›Selbstanzeigen‹ werden ab Heft 47 entfallen. Aufgenommen wird – je nach Bedarf – die Rubrik ›Berichte‹, worin insbesondere Literaturberichte zu thematisch geschlossenen Gebieten im Bereich der Begriffsgeschichte und deren Theorie publiziert werden sollen. Die Bibliographie der neuen Publikationen zur Begriffsgeschichte sowie das Register werden bis auf weiteres fortgeführt.

Mit dem Wechsel der Herausgabe ist ebenfalls die Etablierung eines Wissenschaftlichen Beirats verbunden. Dem Beirat gehören an: Tilmann Borsche (Hildesheim), Thomas Buchheim (München), Ralf Konersmann (Kiel), Christoph Markschies (Berlin), Gisela Schlüter (Erlangen-Nürnberg), Gunter Scholtz (Bochum), Rolf Schönberger (Regensburg) und Carsten Zelle (Bochum).

Ch. Bermes, U. Dierse, Ch. Rapp

Inhalt

Abhandlungen

Paul Ziche
ΕΣΤΙ ΤΟΥ ΜΕΣΟΥ Η ΖΗΤΗΣΙΣ. Der Begriff »Mitte« in Aristoteles' Wissenschaftskonzeption 9

Werner Strube
Schönes und Erhabenes. Zur Vorgeschichte und Etablierung der wichtigsten Einteilung ästhetischer Qualitäten 25

Helmut C. Jacobs
Vom Entdecken zum Erfinden. Zur Begriffsgeschichte von »invención« im Kontext der spanischen Geniediskussion des 18. Jahrhunderts 61

Ulrike Santozki
Kants »Technik der Natur« in der ›Kritik der Urteilskraft‹ 89

Javier A. Ibañez-Noé
Die Geschichte des Begriffs »Urteilskraft« bei Kant und seinen Vorgängern 123

Ulrich Dierse
Umformulierungen einer unvermeidlichen Frage. Über prominenten und weniger prominenten Gebrauch von »Theodizee« 141

Falko Schmieder
Von der Methode der Aufklärung zum Mechanismus des Wahns. Zur Geschichte des Begriffs »Projektion« 163

Marc-Oliver Schuster
Rudolf Pannwitz' kulturphilosophische Verwendungen des Begriffs »postmodern« 191

Miszelle

Aaron Fellbaum
Kants Organismusbegriff und seine Transformation in der Naturphilosophie F. W. J. Schellings 215

Literaturbericht: Neuerscheinungen des ›Lessico Intellettuale Europeo‹ . . . 225

Bibliographie 233

Abstracts 247

Begriffsregister 251

Adressenverzeichnis 257

Abhandlungen

Paul Ziche

ΕΣΤΙ ΤΟΥ ΜΕΣΟΥ Η ΖΗΤΗΣΙΣ

Der Begriff der »Mitte« in Aristoteles' Wissenschaftskonzeption[1]

I. »Vermittlung«: ›Mitte‹ und wissenschaftliche Begründung

Wenn Aristoteles in den *Analytica Posteriora* (im folgenden: *An. Post.*) seine »Wissenschaftstheorie« entfaltet,[2] so steht dabei für ihn das μέσον im Zentrum. Gegen Anfang des zweiten Buchs formuliert er, jede ζήτησις, jede Suche[3], also hier: jede auf Wissenschaft ausgerichtete Suche, gehe auf das μέσον. μέσον, wörtlich »das Mittlere«, bedeutet hier zunächst ganz konkret den Mittelterm[4] eines Syllogismus und damit auch von wissenschaftlichen Beweisen, ἀποδείξεις, die von Aristoteles als eine Unterklasse von Syllogismen, nämlich als συλλογισμοὶ ἐπιστημονικοί ver-

[1] Überarbeitete Fassung meines Habilitationsvortrags vor der Fakultät für Philosophie, Wissenschaftstheorie und Religionswissenschaft der Ludwig-Maximilians-Universität München vom Januar 2003. – Das Titelzitat in *An. Post.* B 2, 90a24. Verwendet wird im folgenden die Ausgabe von Ross (Aristotle's Prior and Posterior Analytics. A Revised Text with Introduction and Commentary by W. David Ross [Oxford 1949 u.ö.]).

[2] Trotz der Spezifikation, die *An. Post.* beschäftigten sich nicht unbedingt mit der wissenschaftlichen Methodologie, sondern mit dem Problem der Ordnung bereits erworbener Wissensbestände (vgl. z. B. Jonathan Barnes: Introduction. In: Aristotle's Posterior Analytics. Transl. with Notes by J. Barnes [Oxford 1975]; Michael Ferejohn: The Origins of Aristotelian Science [New Haven / London 1991] 2) kann die Charakterisierung der *An. Post.* als Wissenschaftstheorie aufrechterhalten bleiben.

[3] Als terminus technicus begegnet ζήτησις z. B. Metaphysik Z 17, 1041b9–11, wenn Aristoteles ζήτησις von δίδαξις unterscheidet und festhält, vom Einfachen (τῶν ἁπλῶν) gebe es keine ζήτησις im strengen Sinne, sondern es sei hier nur ἕτερος τρόπος τῆς ζητήσεως möglich.

[4] Nicht weiterverfolgt werden können hier die weiteren systematisch und begriffsgeschichtlich interessanten Bedeutungen und Konnotationen von »Mitte« bei Aristoteles, etwa in der Ethik (μεσότης) oder im Begriff eines μεταξύ, das bei Aristoteles und Platon z. B. die Zwischenstellung mathematischer Entitäten benennt. Vgl. in diesen Zusammenhängen Hans Joachim Krämer: Arete bei Platon und Aristoteles. Zum Wesen und zur Geschichte der platonischen Ontologie (Heidelberg 1959). (Abhandlungen der Heidelberger Akademie der Wissenschaften. Phil.-hist. Klasse. Jg. 1959. Abh. 6), u. a. Kap. 2: »Maß und Mitte in den späteren Dialogen« und Kap. 3: »Die Grundlegung der Mesotes-Lehre in der Platonischen Ontologie«; Harald Schilling: Das Ethos der Mesotes. Eine Studie zur Nikomachischen Ethik des Aristoteles (Tübingen 1930). (Heidelberger Abhandlungen zur Philosophie und ihrer Geschichte. Bd. 22); Hermann Kalchreuter: Die μεσότης bei und vor Aristoteles (Diss. Tübingen 1911). Zum μεταξύ bei Aristoteles: Metaphysik, ed. by W. D. Ross (Oxford 1924) Einl. LIII–LVII.

standen werden.[5] Solche wissenschaftlichen Syllogismen unterliegen besonders strikten Anforderungen, da dasjenige, »woraus« sie erfolgen, einen metaphysisch ausgezeichneten Status insofern einzunehmen hat, als wissenschaftliche Beweise für Aristoteles aus wahren, ersten, unmittelbaren, bekannteren, früheren und ursächlichen Begriffen oder Prämissen erfolgen (*An. Post.* A2).[6] Der Ort, an dem diese metaphysischen Qualitäten im wissenschaftlichen Beweis zur Geltung gebracht werden, läßt sich genauer bestimmen: Wie im folgenden genauer erörtert wird, kommt die Funktion, diese metaphysischen Qualitäten in das formale Schlußschema einzubringen, eben dem μέσον zu, dessen Stellung bereits in den *Analytica Priora* die formale Einteilung in drei syllogistische Figuren begründet hatte.[7]

Zwei Typen von Überlegungen lassen sich hieran anschließen.

(a) Daß das Konzept des μέσον weit über seine technisch-logische Bedeutung als Mittelterm eines Syllogismus hinaus für die Wissenschaftsbegründung bei Aristoteles und, in vielfältigen Brechungen und Vermittlungen, auch für nachfolgende Autoren zentral ist, zeigt bereits eine begriffsgeschichtliche Spur an, die sich mit erstaunlicher Deutlichkeit und Kontinuität auch in Kontexten findet, in denen Aristoteles nicht mehr thematisch ist. Die begriffsgeschichtliche Spur läßt sich anhand des – erst deutlich nach Aristoteles eingeführten – Begriffs der »Vermittlung«[8] aufnehmen, der sich ohne theoretische Fundierung der Rolle des »Mittleren« nicht

[5] Formal kann das μέσον in zweierlei Weise definiert werden: durch seine topologische Stellung in der Mitte zwischen den beiden Außentermen, oder aber durch Inklusionsverhältnisse. Nur für den Modus BARBARA – der allerdings, als einziger Modus, in dem sich affirmative Allaussagen, also die typischen Sätze der Wissenschaft beweisen lassen, für Aristoteles' Wissenschaftsauffassung grundlegend ist — fällt beides zusammen; im Modus BARBARA ist das μέσον tatsächlich derjenige Begriff, in dem der eine Außenterm und der im anderen Außenterm enthalten ist (*An. Pr.* A 3, 25b35 f.); Aristoteles fügt an, daß dieser Begriff auch durch seine Stellung als Mittelterm ausgewiesen ist (ὁ καὶ θέσει γίνεται μέσον). Für jede andere Schlußfigur muß Aristoteles neu definieren, wodurch das jeweilige μέσον – in jedem Fall derjenige Terminus, der in beiden Prämissen auftritt – ausgezeichnet ist.

[6] Ob hiermit die Prämissen oder die Termini in den Prämissen solcher Syllogismen qualifiziert werden, ist nicht ganz eindeutig zu entscheiden. Das Kriterium der Wahrheit scheint dafür zu sprechen, diese Forderungen auf die Prämissen (als wahrheitsfähige Aussagen) zu beziehen. Das μέσον steht allerdings an einer Schnittstelle zwischen Begriffen und ganzen Aussagen, so daß damit eine solche Unterscheidung in ihrer Bedeutung zurücktritt (dazu unten S. 21).

[7] Eine eingehende Diskussion der Frage, ob Aristoteles die Syllogismen eher nach der Stellung des μέσον oder nach Relationen der Begriffsumfänge einteilt, findet sich bei Heinrich Maier: Die Syllogistik des Aristoteles. Teil 2: Die logische Theorie des Syllogismus und die Entstehung der Aristotelischen Logik. Erste Hälfte: Formenlehre und Technik des Syllogismus (Tübingen 1900). (Repr. Hildesheim/New York 1970) 47–71. Vgl. auch Günther Patzig: Die Aristotelische Syllogistik. Logisch-philosophische Untersuchungen über das Buch A der »Ersten Analytiken« (Göttingen 1959). (Abh. der Akademie der Wissenschaften in Göttingen. Phil.-hist. Klasse. 3. Folge. Nr. 42, 94–97).

[8] Zum Zusammenhang von »Mitte« und »Vermittlung« auch Ernst Tugendhat: TI KATA TINOΣ. Eine Untersuchung zu Struktur und Ursprung aristotelischer Grundbegriffe (Freiburg / München [4]1988) 121.

verstehen läßt und der eine Vielzahl anderer, unter Verwendung desselben Wortmaterials gebildeter Begriffe (wie »unmittelbar«, »Mittelglied« oder entsprechende Wortbildungen mit »Zwischen-«) nach sich zieht. Zum inhaltlichen Standardbeispiel für eine Vermittlung wird später Christus als Mittler zwischen Mensch und Gott, eine Auffassung, die sehr viel älter ist als das Aufkommen des philosophischen Terminus »Vermittlung« im Deutschen,[9] wobei diese Terminologie – so eine naheliegende begriffsgeschichtliche These, die im folgenden aber nicht ausgeführt werden kann – bis ins Detail hinein durch antike Philosophie und insbesondere durch die logischen Traktate des Aristoteles vorgeprägt ist.

Vermittlung könnte in einem ersten Schritt definiert werden als ein Versuch, etwas durch etwas anderes, ein A durch ein C, zu erklären. Dies ist jedoch unzureichend, wie bereits Aristoteles bei seiner Einführung des Syllogismus in den *Analytica Priora* argumentiert: Entweder sind A und C identisch, dann erfährt man aber aus C nichts für ein Verständnis von A, oder aber es bleibt unklar, inwiefern A und C überhaupt aufeinander bezogen sind (*An. Pr.* A23). Wenn ein Syllogismus also den Bezug von A auf C gestatten soll, erfordert dies nach Aristoteles notwendig einen dritten Terminus, eben ein μέσον.

(b) Die spezifischere These der folgenden Überlegungen richtet sich auf die Wissenschaftsauffassung der *An. Post.* Es soll gezeigt werden, wie diese durch den strukturellen Reichtum der syllogistischen Dreierstruktur des Beweises geprägt wird und wie sie sich für Aristoteles aus einer detaillierten und subtilen Analyse der spezifisch apodeiktischen Form syllogistischen Schließens ergibt. Ziel wird der Nachweis sein, daß das μέσον sich dabei als verantwortlich zeigt sowohl für die Strenge der ἀπόδειξις als auch für deren erst in jüngerer Zeit gewürdigte Flexibilität und Nähe zur wissenschaftlichen Praxis. Nimmt man die Rolle des μέσον ernst, so muß das Bild von Aristoteles als Proponent einer strikt formalistisch-axiomatischen Wissenschaftsauffassung revidiert werden. Die Gründe, die man anhand einer Untersuchung der Rolle des μέσον für eine solche Auffassung gewinnt, verdanken sich allerdings gerade der strikt formalen Orientierung an der Form des Syllogismus als der Form wissenschaftlicher Beweise.

Allerdings ergeben sich, wenn man die Leistung des μέσον für die Integration formallogischer und metaphysischer Aspekte im wissenschaftlichen Beweis betont, zugleich gewichtige Probleme, am markantesten in der Frage nach der Beweisbarkeit von Wesensaussagen, die die *An.Post.* in deutlicher Gegenstellung gegen die *Metaphysik* anzunehmen scheint. Ein in der Literatur verbreiteter Lösungsvorschlag besteht darin, Differenzierungen in den jeweiligen Beweis- und Definitionsbegriffen einzuführen. Dadurch wird aber auf mindestens einer Seite der Wissenschaftsbegriff abgeschwächt. Man kann jedoch versuchen, diese Proble-

[9] Bezeichnenderweise tritt dieser Begriff zunächst im Zusammenhang mit religiösen (und rechtlichen) Vermittlungsproblemen auf; dazu Andreas Arndt: Artikel »Vermittlung«. In: Historisches Wörterbuch der Philosophie. Bd. 11 (Basel 2001) 722–726. – Vgl. auch, zu Hegel, Jan van der Meulen: Hegel. Die gebrochene Mitte (Hamburg 1958).

matik gerade als Testfall für die Strenge der im folgenden rekonstruierten Aristotelischen Wissenschaftsauffassung zu sehen und zu fragen, ob sich die rivalisierenden Auffassungen von der Möglichkeit von Wesensbeweisen nur durch Abschwächung auf einer der scheinbar gegenüberstehenden Seiten erreichen lassen oder ob sich im Blick auf das μέσον Alternativen auffinden lassen.[10]

Die folgenden Überlegungen gliedern sich in drei Schritte. Unter dem Begriffspaar μέσον und ἄπειρον soll Aristoteles' Argument gegen ein Modell der Vermittlung durch kontinuierliche Übergänge analysiert werden, um dann unter den leitenden Begriffen μέσον und αἴτιον bzw. μέσον und λόγος/ὁρισμός die bereits im ersten Punkt implizierten Forderungen an das μέσον, nämlich Ursachen und Definitionen auszudrücken, als zentral für den Argumentationsgang der *An. Post.* zu beschreiben. Abschließend sollen die Folgerungen für Aristoteles' Wissenschaftskonzeption zusammengestellt werden, indem die nur scheinbar einfache Frage gestellt wird, was eine Aristotelische ἀπόδειξις eigentlich beweist.

II. Das μέσον als Zentrum des aristotelischen Beweisbegriffs

A. μέσον und ἄπειρον

Ein immer wieder gewähltes Modell für die Struktur von Vermittlung besteht darin, zwischen die zu vermittelnden Seiten A und C so lange immer weitere, mit dem jeweils nächsten Terminus hinreichend ähnliche »Zwischenglieder« oder »Mittelbegriffe« (griechische Äquivalente wären τὰ μεταξύ oder μέσα) einzuschieben, bis A durch diese Mittelbegriffe als in C überführt angesehen werden kann. Aktuell sind solche Argumente (teilweise unter ausdrücklichem Eingeständnis ihrer Nähe zum Sorites) etwa in der Philosophy of Mind populär. So könnte man für die These, daß spezifisch mentale Qualitäten nicht existieren oder zumindest irrelevant sind, so zu argumentieren versuchen, daß man ausreichend viele Zwischenglieder – etwa in einer Reihe wie Computer, Roboter, Tiere, Zombies... – vorlegt, die diese Qualitäten sicher (oder mit hinreichender, auf der Ähnlichkeit zu eindeutigen Fällen beruhender Sicherheit) nicht haben, aber sonst den wirklich problematischen Fällen, also realen Menschen, hinreichend ähnlich sind. Mit einer solchen Argumentation verbinden sich aber grundlegende Probleme, und auch Aristoteles weist sie ab; das μέσον der *An. Post.* kann nicht als (quantitativ gefaßte) Mitte zwischen Extremen verstanden werden. Schwierigkeiten ergeben sich vornehmlich durch die Forderungen nach Ähnlichkeit der Glieder und nach kontinuierlicher Ausfüllung des Zwischenraums zwischen den Extremen. Man könnte deshalb annehmen, daß Aristoteles als Gegenargument einfach seine generelle Überzeugung vor-

[10] Auch eine Gegenüberstellung eines »strict syllogisticism« und einer flexibleren, unter Umständen auch nicht- oder präsyllogistischen Wissenschaftsauffassung (so bei M. Ferejohn: Origins, a.a.O. [Anm. 2] 5) wäre dann durch eine Strategie des gleichzeitigen Verfolgens syllogistischer Strenge und praxisnaher Flexibilität zu ersetzen.

bringt, eine Unendlichkeit von Schritten könne nicht (actu) vollzogen werden. Aristoteles wählt jedoch, wenn er solche Kettenschlüsse in den Kapiteln 19–23 des ersten Buches der *An. Post.* erörtert (zusammen mit Schlußketten, die eine unendliche Zahl von Ober- oder Unterbegriffen beim Beweis für eine bestimmte Konklusion einführen) eine sehr viel aufwendigere, spezifischere Annahmen erfordernde und solche auch aufdeckende Argumentationsstrategie. Er möchte die Unmöglichkeit solcher unendlicher Schlußketten aus der spezifischen Natur wissenschaftlichen Schließens erweisen und untersucht dazu genauer die Formen von Prädikation, die hierbei vorkommen müssen, und die er von der akzidentellen Prädikation unterscheidet.[11] Warum argumentiert er in dieser Weise? Nur ein solches Argument kann sicherstellen, daß unendliche Schlußketten nicht nur unmöglich, sondern auch unnötig sind. Selbst wenn eine Unendlichkeit nicht durchlaufen werden kann, bliebe es ja immerhin denkbar, daß genau das getan werden müßte, so daß man dann nur eine reductio der Möglichkeit von ἀπόδειξις und damit von Wissenschaft hätte.

Aristoteles geht in diesem Argument von zwei Annahmen aus, erstens von der Möglichkeit von Definitionen[12] und der damit eng zusammenhängenden Erkennbarkeit des Wesens der verhandelten Sachen, des τὸ τί ἦν εἶναι,[13] und zweitens von der Unmöglichkeit des Durchlaufens des ἄπειρον, wobei letzteres nur eine sekundäre Beweisfunktion hat. Entscheidend ist, daß die Möglichkeit von Definitionen der Möglichkeit von Beweisen zugrundeliegt. Beweisende Schlußketten sind dann deshalb endlich, weil jede Prädikation unter den Kategorien steht und bereits deshalb, auf einer sehr allgemeinen Ebene, begrenzt ist (83b10f.).[14] Strukturell dasselbe Argument kann für Definitionen als wichtigen Bestandteil wissenschaftlicher Erklärungen gegeben werden: Um überhaupt formuliert werden zu können, darf eine Definition nur endlich viele Termini enthalten. Dies wiederum folgt aus der erst an dieser Stelle angeführten Unmöglichkeit, unendlich viele Schritte tatsächlich zu durchlaufen (ἀδύνατον γὰρ τὰ ἄπειρα διελθεῖν, *An. Post.* A 3, 72b10). Damit ergibt sich, nun spezifiziert für die ἀπόδειξις, dieselbe Folgerung, die sich aus der Forderung nach Definierbarkeit ergeben hatte. Daß Aristoteles an dieser Stelle – die ja durch die Unerschöpflichkeit eines gliedweisen Durchlaufens des ἄπειρον knapper zu erledigen wäre – von Definitionen und Wesensaussagen handelt, zeigt an, daß man hiermit ins Zentrum seiner Theorie wissenschaftlicher Beweise ge-

[11] Vgl. z. B. Wolfgang Kullmann: Wissenschaft und Methode. Interpretationen zur Aristotelischen Theorie der Naturwissenschaft (Berlin / New York 1974) 184ff.

[12] Hingewiesen sei an dieser Stelle auf die Ideen-Kritik (83a33), die Aristoteles in diesem Zusammenhang formuliert; nach W. D. Ross: Analytics, a. a. O. [Anm. 1] 581, das Schärfste, was Aristoteles je zu diesem Thema schriftlich fixiert hat.

[13] An paralleler Stelle spricht Aristoteles von der Möglichkeit eines Wissens durch Beweis schlechthin (εἰ ἔστι τι εἰδέναι δι' ἀποδείξεως ἁπλῶς, 83b38).

[14] Hinzukommen muß ein Argument (ebenfalls 83b) zur gegenseitigen Aussagbarkeit von Prädikaten in derselben Kategorie (ἀντικατηγορεῖσθαι), um eine Unendlichkeit aufgrund unendlich vieler Repetitionen solcher Prädikationen auszuschließen.

langt ist. Zugleich erhält man ersten Aufschluß über die Funktion des μέσον: Diese kann nicht einfach im dichten Dazwischenliegen zwischen den zu vermittelnden Positionen bestehen.

B. μέσον und αἴτιον[15]

In seiner Liste von Kriterien für einen συλλογισμὸς ἐπιστημονικός faßt Aristoteles die Kriterien der Ursächlichkeit (αἴτια), Bekanntheit (γνωριμώτερα) und des »früheren« Vorliegens (πρότερα) der Beweisgrundlagen zusammen (71b29f.) und behandelt diese im zweiten Buch der *An. Post.* auch in enger Verklammerung: Es geht in diesem Buch um μέσον und αἴτιον sowie um μέσον und λόγος bzw. ὁρισμός, also um definitorische Bestimmungen. Hier werden nun inhaltliche, über die Stellung im Schlußschema hinausreichende Bestimmungen des μέσον vorgenommen. Zunächst wird dabei das Ursächliche mit dem μέσον identifiziert: τὸ μέν αἴτιον τὸ μέσον (II, 2, 90a7).[16]

Diese Überlegung steht im Zusammenhang mit dem Thema, von dem das zweite Buch der *An. Post.* insgesamt bestimmt wird. Hier behandelt Aristoteles, so die Eröffnungsworte zum zweiten Buch (89b23f.), die ζητούμενα, also das, was wir suchen, wenn wir wissenschaftlich tätig sind (ὅσαπερ ἐπιστάμεθα). Im ersten Buch wurde geklärt, unter welchen Umständen wir wissenschaftliches Wissen haben und wie zu dessen Erlangung zu verfahren ist, nämlich syllogistisch mit bestimmten Qualifikationen. Im zweiten Buch nun wird, ganz konsequent, gefragt, was die Implikationen dieses Vorgehens hinsichtlich seiner Gegenstände sind und wo genau die Kriterien zum Tragen kommen, die den wissenschaftlichen Syllogismus von anderen Formen des Syllogismus unterscheiden. Aus dieser Perspektive ergibt sich, anders als etwa für Ross,[17] ein enger Zusammenhang der beiden Bücher der *An. Post.* Zugleich folgt, daß im Zentrum des zweiten Buches eine eingehendere Analyse des wissenschaftlichen Syllogismus unter eher metaphysischen Prinzipien zu stehen hat.

Was wir in den Wissenschaften suchen, läßt sich, so Aristoteles, unter vier Fragen zusammenfassen: wir suchen τὸ ὅτι, das Daß, τὸ διότι, das Weswegen, das εἰ ἔστι, also ob ein Sachverhalt besteht, und das τί ἐστιν, also die Antwort auf die Frage, was eine Sache letztlich ist. Alle diese Fragen leiten direkt auf das μέσον (explizit 90a5f.) als den Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung: Wenn man zu erkennen sucht, daß oder ob etwas ist, fragt man, *ob* es ein vermittelndes oder begründendes μέσον gibt, und wenn man dann fragt, warum oder was das so in seiner Existenz Erkannte ist, fragt man, τί τὸ μέσον, also *was* das μέσον ist (B 2). Dies ist einsichtig, wenn das μέσον das αἴτιον ist und sich jede wissenschaftliche Untersuchung auf Gründe richtet. Es geht dabei nicht um die Frage, welcher der vier Ur-

[15] Generell dazu E. Tugendhat: TI KATA TINOΣ, a. a. O. [Anm. 8] 121ff.
[16] B 2, 90a7, noch sehr viel eingehender 90a9–11. Vgl. auch 85b23f.
[17] W. D. Ross: Analytics, a. a. O. [Anm. 1] 75.

sachenformen das μέσον zugewiesen ist; gleichgültig welcher Art die gerade wissenschaftlich relevante Ursache ist, sie wird sich im μέσον aussprechen.

Eines der aristotelischen Standardbeispiele mag diese Überlegungen verdeutlichen. In *An. Post.* B 10 zeigt Aristoteles (anhand einer von ihm in physikalisch-naturwissenschaftlicher Hinsicht nicht vertretenen Theorie), daß eine Definition des Donners, also die Antwort auf die Frage »Was ist der Donner?«, und die Antwort auf die Frage »Warum donnert es?« sich nur durch die Wortstellung unterscheiden: Was ist Donner? Verlöschen des Feuers in den Wolken; Warum donnert es? Weil das Feuer in den Wolken verlischt. Beides geht aus folgendem Syllogismus hervor: Der Wolke kommt Verlöschen des Feuers zu; dem Verlöschen des Feuers kommt ein Geräusch (ψόφος) zu; also kommt den Wolken (aufgrund des Verlöschens von Feuer) ein (bestimmtes, als Donner zu charakterisierendes) Geräusch zu.[18] Ein anderes Beispiel läßt zusätzlich erkennen, daß Aristoteles die in der Wissenschaftstheorie so benannten »Asymmetrien der Erklärung« sehr genau bekannt waren.[19] Das Aristotelische Standardbeispiel illustriert den in der neueren wissenschaftstheoretischen Literatur üblicherweise am Beispiel einer Fahnenstange und ihres Schattens veranschaulichten Sachverhalt an einem astronomischen Problem. Aristoteles betrachtet dazu die folgenden Schlüsse, die beide gültig sind und auf wahren Prämissen beruhen: (1) Was nahe ist, funkelt nicht; die Planeten sind nahe; also: die Planeten funkeln nicht. (2) Was nicht funkelt, ist nahe; die Planeten funkeln nicht; also: die Planeten sind nahe. Obwohl beide gültig sind, wird nur der erste Schluß als wissenschaftlicher Beweis anerkannt werden, und zwar genau aus dem von Aristoteles benannten Grund, daß nur in ihm das μέσον – hier also die Nähe der Planeten – eine Ursache für die Conclusio darstellt, also nur hier das μέσον auch ein αἴτιον ist.

Drei Aspekte sollen hieran hervorgehoben werden:

1. Wenn das μέσον so eindeutig ins Zentrum der Betrachtung tritt, wird derjenige Teil des Syllogismus hervorgehoben, der in der Konklusion gerade nicht sichtbar ist. Aristoteles' Analyse des Syllogismus im Interesse eines Verständnisses wissenschaftlicher Beweise richtet sich also nicht speziell auf die Konklusionen; Wissenschaftlichkeit besteht nicht einfach in der Aufstellung syllogistisch bewiesener Schlußsätze.

[18] Die Aristotelische Formulierung dieses Syllogismus (*An. Post.* B 8, 93b7–12) enthält insofern eine Schwierigkeit, als Aristoteles hier nicht klar zwischen dem Donner selbst – βροντή – und dem Geräusch – ψόφος – unterscheidet; wenn er also so rekonstruiert: »Der Wolke, dem C, kommt B [das Verlöschen des Feuers] zu; denn es verlöscht in ihr das Feuer. Dem B aber kommt das A zu, das Geräusch« (Übers. Horst Seidl), so ist hiermit nur dann etwas über den Donner ausgesagt, wenn man die ausdrückliche Definition, Donner sei ein Geräusch in den Wolken aufgrund des Erlöschens von Feuer, hinzunimmt. Vgl. die eingehende Diskussion dieser Passage im Kommentar von Wolfgang Detel (Aristoteles: Analytica Posteriora, übers. u. erl. von W. Detel. 2. Halbband [Berlin 1993]. [Aristoteles: Werke in deutscher Übersetzung. Bd. 3, II] 624–663).

[19] Zum Problem der Asymmetrie von Erklärungen vgl. zusammenfassend z. B. Bas C. van Fraassen: The scientific image (Oxford 1980, Repr. 1989) 130–134.

2. Bereits in der begrifflichen Bestimmung dessen, was ein Syllogismus ist, spielt das διά τι, die Angabe von Gründen, eine zentrale Rolle.[20] In der Angabe von Gründen sieht Aristoteles die speziell wissenschaftliche Leistung eines Beweises, und entsprechend kommen hierin die vier ζητούμενα zusammen. Insbesondere wird die Frage nach dem τί ἐστι, nach dem Was einer Sache, mit der Frage nach ihren Gründen bereits erledigt. Was man schon in Aristoteles' Argument gegen unendliche Schlußketten erkennen konnte, bestätigt sich hier auf einer anderen Ebene: Definitorische Bestimmungen als Angabe des Was einer Sache und zugleich als Angabe der Gründe für diese Sache kommen im Beweis zusammen – beide Aspekte müssen, wenn das μέσον das αἴτιον ist, auch gemeinsam durch das μέσον in den wissenschaftlichen Beweis eingebracht werden.

3. Wenn Aristoteles klarstellt, daß jede seiner vier Ursachenformen im μέσον ihren Ort findet, präzisiert er den Zusammenhang von μέσον und den Ursachen folgendermaßen: πᾶσαι αὗται διὰ τοῦ μέσου δείκνυνται (B 11, 94a23), alle diese Ursachen werden durch das μέσον aufgezeigt (δείκνυνται) oder bewiesen. Die hierin behauptete Stellung des μέσον ist davon abhängig, wie stark man den Anspruch des δεικνύναι versteht. Ist dieses »Zeigen« lediglich eine saloppere Bezeichnung für das, was auch eine ἀπόδειξις leistet,[21] oder ist damit – wie die Mehrzahl der Kommentatoren annimmt – eine abgeschwächte Begründungsleistung gemeint?

Das μέσον ist somit die Instanz, die gerade den wissenschaftlichen Charakter eines Beweises – im Unterschied zum Syllogismus in genere – sichert, indem durch es diejenigen Spezifikationen eingebracht werden, die einen Syllogismus zu einem Beweis machen. Zugleich wird die spezielle Leistung des μέσον so charakterisiert (als ein δεικνύναι), daß hiermit ein grundlegender Unterschied zur apodeiktischen Leistung eines Beweises zumindest angedeutet sein kann. An dieser Stelle wird es erforderlich, genauer zu untersuchen, was in einem Beweis eigentlich bewiesen wird. Kann das μέσον oder können die Wesens- und Definitionsaspekte, die das μέσον einbringt, bewiesen werden und welche Folgerungen ergeben sich aus einer Antwort auf diese Frage für ein Verständnis der aristotelischen Auffassung vom wissenschaftlichen Beweis?

[20] *An. Pr.* 24b20: λέγω δὲ τῷ ταῦτα εἶναι τὸ διὰ ταῦτα συμβαίνειν.

[21] Diese Auffassung wird in der Literatur von Geoffrey Ernest Richard Lloyd vertreten, der die etymologische Zusammengehörigkeit von δεῖξις und ἀπόδειξις betont (G. E. R. Lloyd: The Theories and Practices of Demonstration. In: ders.: Aristotelian Explorations [Cambridge u. a. 1996] 7–37), allerdings mit dem Ziel, dadurch die Idee einer einheitlichen und durchgehend strikt zu verstehenden Auffassung von ἀπόδειξις zu revidieren. Kritisch zu Lloyd vgl. z. B. James G. Lennox: Aristotle's Philosophy of Biology. Studies in the Origins of Life Sciences (Cambridge u. a. 2001) Vorbemerkung. Für eine deutliche Unterscheidung plädieren z. B. Jaakko Hintikka: On the Ingredients of an Aristotelian Science. In: Nous 6 (1972) 55–69. J. Barnes: Aristotle's Theory of Demonstration. Repr. in: Articles on Aristotle. 1. Science, hg. von J. Barnes / Malcolm Schofield / Richard Sorabji (London 1975) 65–87, möchte sogar den Gebrauch von ἀπόδειξις aus dem schwächeren δεικνύναι verstehen und damit generell einen zurückgenommenen Anspruch für Aristotelische Beweise vertreten.

C. μέσον und λόγος / ὁρισμός

Diese Frage führt auf das Problem des Verhältnisses von μέσον und Definitionen, die ihrerseits bei Aristoteles engstens mit Wesensaussagen verbunden sind, insofern sie definierend feststellen, was es ist, das die definierte Sache zu dem macht, was sie ist, und also das Wesen der definierten Sache benennen. Warum für Aristoteles αἰτίαι, Definitionen (ὅροι / ὁρισμοί)[22] und οὐσίαι, die »Wesen« bzw. »Substanzen«, so eng zusammenhängen, formuliert z. B. *Metaphysik* Z 17: Wenn das Wesen einer Sache angibt, was diese zu der Sache macht, die sie ist, gibt es auch eine Ursache dafür an, daß die Sache so ist, wie sie ist.[23] Definitionen bzw. die οὐσία sollten also genauso wie die αἰτίαι in Beweise einbezogen sein und sogar bewiesen oder aufgewiesen werden können. Dies aber erscheint sowohl aus allgemeinen als auch aus Aristoteles-internen Überlegungen u. a. der *Metaphysik* als höchst kontrovers: Wie sollen Definitionen, die als ὑποθέσεις jedem weiteren Beweisen zugrundeliegen, bewiesen werden können? Auf welcher Grundlage sollen Wesensbestimmungen erwiesen werden, wenn diese doch erste Bezugspunkte unseres Redens über Dinge darstellen? Daß οὐσίαι nicht beweisbar sind, steht in der *Metaphysik* eindeutig fest (z. B. 997a31), und auch die *An. Post.* gehen zunächst von solcher Unbeweisbarkeit aus (B 3, 90b29 f).

Aristoteles erarbeitet zum Problem der Beweisbarkeit von Definitionen bzw. umgekehrt zur Erfaßbarkeit von Bewiesenem durch Definitionen in den Kapiteln B 3–10 der *An. Post.* eine differenzierte Position, indem er zunächst aporetisch die Unmöglichkeit eines Beweises von Definitionen begründet, dann aber in B 8–10 durch ein Aufgreifen der Begriffe αἰτία und μέσον die unterschiedlichen Weisen angibt, wie Definitionen an einem Beweis abzulesen sind. Es sind die bereits in ihrer gegenseitigen Verwiesenheit gekennzeichneten Begriffe αἰτία und μέσον, die über die aporetischen Folgerungen von *An. Post* B 3–7 hinausführen. Definitionen werden nun in neuer Weise über eine konsequente Analyse der syllogistischen Form bestimmt.[24] Aristoteles nimmt hier zwei Formen von Definitionen an, die ausdrücklich nicht mehr ἀναποδεικτικός, also nicht mehr unbewiesen und unbe-

[22] Zu vergleichen ist z. B. auch *Met.* Z 17, 1041a17, wo αἰτία und λόγος (in einer größeren, insgesamt mit Überlegungen der *An. Post.* vergleichbaren Argumentation) parallel gesetzt werden. Dieses Kapitel ist in vielem engstens auf die *An. Post.* bezogen: Z. B. kommen die dort verwendeten Beispiele wie das vom Donner auch in *Met.* Z 17 vor; wie die entsprechenden Stellen in den *An. Post.*, an denen Aristoteles die Beweisbarkeit von Wesensaussagen neu untersucht, bedeutet auch *Met.* Z 17 im Argumentationsgang der *Metaphysik* einen Neueinsatz.

[23] Zur Definition von Definition: Metaphysik Z 4, 1030a10, genauer und differenzierter auf die unterschiedlichen Bedeutungen bezogen 1030a17 ff.: hier werden die unterschiedlichen Bedeutungen von »Definition« aus den unterschiedlichen Aussageweisen des τὸ τί ἐστιν abgeleitet. Die Begriffsbestimmung in *De Anima* B 2, 413a13 ff. bringt Definitionen direkt mit der αἰτία zusammen.

[24] Ein argumentationstechnisch ganz ähnliches Vorgehen findet sich in B 13, wo Aristoteles, obwohl er ja vorher im Text die Unmöglichkeit erörtert hatte, durch Dihäresen zu Definitionen zu kommen, nun doch Strategien angibt, wie man Dihäresen als wissenschaftliches Verfahren fruchtbar einsetzen könne.

weisbar sind, sondern sich durch den Beweis ergeben.[25] In beiden Fällen gewinnt er einen Zusammenhang von Definitionen und Beweisen wiederum aus einer genaueren Betrachtung der Form des Syllogismus: Erstens unterscheide sich ein συλλογισμός τοῦ τί ἐστι, ein Syllogismus der Washeit, nur der Wortstellung nach von einer Definition, und zweitens sei der Schlußsatz einer τοῦ τί ἐστι ἀπόδειξις selbst eine Definition. Im Beispiel: Die Definitionen »Donner ist ein Geräusch in den Wolken« und »Donner ist ein Geräusch in den Wolken aufgrund des Erlöschens von Feuer« werden den oben angeführten Demonstrationen ›zugeordnet‹.[26] In welchem Sinne kann nun hier von der eigentlich für obsolet zu haltenden Idee eines Syllogismus oder Beweises der Washeit die Rede sein?

Eine genauere Betrachtung der Passagen, in denen Aristoteles eine solche Beweisbarkeit zuzulassen scheint, ergibt zunächst, daß er jeweils zunächst verbale Einschränkungen vornimmt. Nach einer – in den Kommentaren kaum weiter beachteten – Passage (B 10, 94a1) sei eine Definition οἷον ἀπόδειξις τοῦ τί ἐστιν, also »wie« ein Beweis oder »als ob« sie ein Beweis wäre (der Aristoteles latinus hat in den unterschiedlichen Übersetzungen »ut, sicut, quasi« für οἷον). Ganz ähnlich formuliert Aristoteles in B 9 über die Möglichkeit eines »Syllogismus der Washeit«: ὥστε συλλογισμὸς μέν τοῦ τί ἐστιν οὐ γίνεται οὐδ' ἀπόδειξις, δῆλον μέντοι διὰ συλλογισμοῦ καὶ δι' ἀποδείξεως (93b15ff.), es gebe also zwar keinen Syllogismus oder Beweis der Washeit, aber diese werde doch *durch* einen Syllogismus und einen Beweis sichtbar oder deutlich (δῆλον). Dieses δῆλον kennzeichnet den Begründungsanspruch dieser Passage logisch ähnlich unspezifisch wie das οἷον in der Passage aus B 10.

Folgende Lösung der angesprochenen Probleme böte sich damit an: Die Washeit wird zwar nicht ausdrücklich, aber implizit und auf diese Weise doch zumindest soweit bewiesen, daß Aristoteles die Formulierung ἀπόδειξις τοῦ τί ἐστιν ausdrücklich aufnehmen kann.[27] Welchen Anspruch kann man nun mit derartigen Formulierungen verbinden? Sind es wirklich Beweise der Washeit, oder nur Quasi-Beweise, oder nur noch schwächere »Aufweise«? Hierzu ist offensichtlich zu betrachten, was eine ἀπόδειξις eigentlich beweist.

[25] Vgl. hierzu Blake Landor: Aristotle on demonstrating essence. In: Apeiron 2 (1985) 116–132. Robert D. McKirahan, Jr.: Principles and Proofs. Aristotle's Theory of Demonstrative Science (Princeton 1992) 198–208. Patrick H. Byrne: Analysis and Science in Aristotle (Albany 1997) 147–163.

[25] Von »Zuordnung« spricht W. Detel: Analytica Posteriora, a. a. O. [Anm. 18] II, 678. Vgl. auch 627. Robert Bolton: Definition and Scientific Method in Aristotle's Posterior Analytics and Generation of Animals. In: Allan Gotthelf / James G. Lennox (Ed.): Philosophical Issues in Aristotle's Biology (Cambridge u. a. 1987) 120–166, macht darauf aufmerksam, daß auch eine solche Differenzierung im Verständnis von Definitionen keineswegs eine Abkehr vom Anspruch strenger Wissenschaftlichkeit in den Einzelwissenschaften bedeutet. Es spräche nämlich nichts dagegen, unterschiedlich feine und unterschiedlich endgültige Definitionen, auch unterschiedliche der von Aristoteles unterschiedenen Definitionstypen, nacheinander abzuhandeln. Ein solches Vorgehen sei sogar ein wesentliches Element der wissenschaftlichen Methode, wie Aristoteles sie konzipiert.

[27] Ausdrücklich in 94a2 und 94a13, jeweils im Zusammenhang mit Definitionen. Daß die

Werner Strube

Schönes und Erhabenes

Zur Vorgeschichte und Etablierung der wichtigsten Einteilung ästhetischer Qualitäten

Die Einteilung der ästhetischen Qualitäten in das Schöne und Erhabene wird im 18. Jahrhundert zu einem festen Bestandteil der Ästhetik und zu einem der historisch einflußreichsten Strukturierungsprinzipien der Ästhetik überhaupt. Es ist deshalb wichtig, darzustellen, wo sie vorbereitet ist, wie sie sich langsam etabliert und welche ›genaue‹ Gestalt sie im 18. Jahrhundert gewinnt.

Im 1. Teil der Untersuchung beziehe ich mich auf die in der antiken Rhetorik gemachte Unterscheidung von mittlerem (dem »delectare« des Zuhörers dienenden) und hohem (auf das »movere« des Zuhörers abzweckenden) Stil, die mit Recht als eine Vorbereitung der Schönes-Erhabenes-Einteilung angesehen wird. Ich gehe gegen Ende des ersten Teils auf Baumgarten ein, der die antike Unterscheidung aufgreift und in seine *Aesthetica* integriert. Thema des 2. Teils ist Longins Begriff des Erhabenen und die entsprechende durch Longin gestiftete Theorietradition, der man öfters – und meines Erachtens zu Unrecht – eine Einteilung der ästhetischen Qualitäten in das Schöne und Erhabene zuspricht. Im 3. Teil stelle ich Burkes bahnbrechende Einteilung der ästhetischen Qualitäten dar sowie die Faktoren, die zu dieser Einteilung führen und für deren Gestalt maßgeblich sind. Der 4. Teil befaßt sich mit den entsprechenden Einteilungen Kants, nämlich der an Burke angelehnten ›vorkritischen‹ Einteilung von 1764 und der in der *Kritik der Urteilskraft* (1790) ausgearbeiteten strengeren Einteilung der ästhetischen Qualitäten. Im 5. Teil geht es um die Einteilung Schillers sowie um Schillers ›Überwindung‹ der Differenz von Schönem und Erhabenem im Begriff des Idealschönen.

In meiner Darstellung widme ich besondere Aufmerksamkeit dem logischen Status der Einteilung, vor allem der Frage, ob die Begriffe des Schönen und des Erhabenen im Fall ihres Koordiniertseins konträr oder kontradiktorisch bzw. disjunkt sind. Besondere Aufmerksamkeit widme ich außerdem der Frage, ob das Schöne und das Erhabene als Qualitäten der Kunst und/oder der Natur bestimmt werden.

I. Stilarten der antiken Rhetorik

Die *dichotomische Einteilung* der ästhetischen Begriffe, die im 18. Jahrhundert zu einem wichtigen Bestandteil und Strukturierungsprinzip der Ästhetik wird, kann man bereits in der Rhetorik der Antike vorbereitet sehen. – Die antike Rhetorik kennt drei Stilarten oder »genera dicendi«, nämlich den hohen Stil (»genus sublime« oder »grande«), den mittleren Stil (»genus medium«) und den niederen oder

einfachen Stil (»genus humile« oder »tenue«).[1] Die Einteilung in diese Stilarten oder -typen wird in verschiedenen Hinsichten bzw. gemäß verschiedenen Einteilungsgründen (»principia divisionis«) durchgeführt, nämlich im Hinblick auf die dargestellte Sache (»res«), die sprachliche Einkleidung dieser Sache (»verba«) und die Zwecksetzung bzw. Wirkungsabsicht oder Aufgabe des Redners (»officium«). Im allgemeinen gilt, daß die »verba« den »res« angepaßt sein sollen (Forderung des »aptum«).[2]

Im Falle des *niederen Stils* bestehen die Sachen aus den ›gemeinen‹ und ›kleinen‹ Dingen des Alltags, deren Darstellung einfach und schmucklos ist. Zweck der Darstellung ist die bloße Mitteilung der ›Wahrheit‹ oder auch die Belehrung (das »docere«) des Zuhörenden. Im Falle des *mittleren Stils* spricht der Redende über mittlere Gegenstände (»res mediocres«), die zumeist indirekt bestimmt werden als Gegenstände, die weder komisch noch pathetisch sind. In der Darstellung dieser Gegenstände verzichtet der Redner zwar nicht auf rhetorische Figuren; seine Rede ist andererseits aber nicht prunkvoll oder hoch. Zweck der zur mittleren Stilart gehörenden Rede ist, nicht nur etwas mitzuteilen und zu belehren, sondern auch und vor allem, angenehm zu unterhalten (»delectare«) und dadurch Sympathie mit dem Gegenstand der Rede sowie dem Redner hervorzurufen (»conciliare«). Im Falle des *hohen Stils* sind die betreffenden Sachen hohe und würdige Gegenstände – weshalb dann auch (der Forderung des »aptum« gemäß) der sprachliche Ausdruck hoch und würdig sein muß: der »grandiloquus« bedient sich aller rhetorischen Figuren und Tropen, zum Beispiel kühner Metaphern. Zweck seiner Rede ist, den Zuhörer leidenschaftlich zu erregen und ihn zum Handeln zu bringen (»movere«) – etwa dazu, in den Krieg zu ziehen. Für das »sublime« wird im übrigen später »in den barocken [sc. deutschen] Lehrbüchern verschiedentlich der Terminus ›erhaben‹ verwendet«.[3]

In dieser Dreistillehre der antiken Rhetorik ist die Unterscheidung des Schönen und Erhabenen in gewissem Sinne vorbereitet; oder genauer: in bestimmten *Teilen* dieser Dreistillehre, nämlich in der Unterscheidung des hohen und des mittleren Stils, ist die Unterscheidung des Erhabenen und des Schönen zumindest ansatzweise vorweggenommen. Heinz Weniger[4] stellt schon 1932 Folgendes heraus: In der

[1] Ausführlich hierzu: Heinrich Lausberg: Handbuch der literarischen Rhetorik (München 1960) § 1078ff. über die *Elocutionis genera*. Vgl. auch Kurt Spang: Dreistillehre. In: Historisches Wörterbuch der Rhetorik [im folgenden: Hist. Wb. Rhetorik], hg. von Gert Ueding. Bd. 2 (Darmstadt 1994) bes. 923.

[2] Die entsprechende Forderung Ciceros sei in der Übersetzung Harsdörffers zitiert: »Zierlich ist / wenn man hohe Dinge mit hohen prächtigen Machtworten / mittelmäßige mit feinen verständigen / und nidrige mit schlechten [= schlichten] Reden vorträgt.« (Georg Philipp Harsdörffer: Poetischer Trichter [Nürnberg 1650] 106.)

[3] Christian Begemann: Erhabene Natur. Zur Übertragung des Begriffs des Erhabenen auf Gegenstände der äußeren Natur in den deutschen Kunsttheorien des 18. Jahrhunderts. In: Deutsche Vierteljahresschrift 58 (1984) 77.

[4] Heinz Weniger: Die drei Stilcharaktere der Antike in ihrer geistesgeschichtlichen Bedeutung

neueren Ästhetik spielt der niedrige (einfache, sachliche, der Wahrheit verpflichtete) Stil keine Rolle, während der hohe Stil sozusagen weiterlebt in Gestalt des Erha-benen und der mittlere in Gestalt des Schönen.[5] Weniger sieht, an Ciceros *Orator* orientiert, die Stilarten besonders unter dem Gesichtspunkt der Zwecksetzung bzw. der Wirkungsabsicht des Redners: Der hohe Stil will »auf den Willen wirken«,[6] den Hörer heftig bewegen (»movere« oder »permovere«); der mittlere Stil hingegen, der auch »genus floridum« heißt, will den Hörer nicht heftig, sondern nur sanft bewegen: er will ihn in eine angenehme Empfindung versetzen oder erfreuen (»delectare«). Auf dieses mittlere »genus dicendi« bezogen heißt es bei Cicero, in ihm sei »am wenigsten Spannkraft (Intensität), aber am meisten Annehmlichkeit.«[7]

Weil Weniger vor allem die Wirkung der Rede im Blick hat und weil er in wirkungsorientierter Hinsicht über die Rhetorik – und mithin über den sprachlichen Ausdruck – hinausblickt, hat er auch ein Auge dafür, daß man schon in der Antike und in der frühen Neuzeit die in der Rhetorik entwickelten Stiltypen auf andere Künste als die Rede- und Dichtkunst angewandt hat: Quintilian grenzt, wie Weniger sagt, »mit aller Deutlichkeit den schönen Stil, das ›mediocre genus‹, ab gegen den wahren (einfachen) und den erhabenen«[8] Stil und ordnet dann diese Stile auch den großen griechischen Bildhauern zu, etwa den erhabenen Stil dem Phidias und den schönen dem Polyklet.[9] Ähnlich wendet später Melanchthon in seiner *Rhetorik* die Lehre von den »tribus generibus dicendi« auf die zeitgenössische Malerei an: Den erhabenen Stil ordnet er Dürer zu, den zarten oder grazilen Stil Lucas Cranach. »Wie sehr sie [sc. die Gemälde des Lucas Cranach] bei aller lieblichen

(Berlin/Leipzig 1932). – Ähnlich ist später (1949) die Einschätzung von Seiten Klaus Dockhorns: Nach Dockhorn wird der nüchterne Stil der *Philosophie* zugeordnet. Die *Rhetorik* unterscheidet vom nüchternen den emotionalen Stil, der eingeteilt wird in den auf das *Ethos* bezogenen anmutenden Stil (»genus floridum«) und den auf das *Pathos* bezogenen großen Stil (»genus grande«). Die in unserem Zusammenhang wichtige These Dockhorns lautet: Ausgangspunkt für die Unterscheidung des »Anmutenden« und »Großen« und »damit Ausgangspunkt für die Ästhetik des ›Schönen‹ und ›Erhabenen‹, die dann als ›Anmut‹ und ›Würde‹ die Diskussion des 18. Jahrhunderts beherrschen, sind […] Ethos und Pathos, Charakter und Leidenschaft.« (K. Dockhorn: Macht und Wirkung der Rhetorik [Bad Homburg v. d. H./Berlin/Zürich 1968] 57). – Dockhorns Gleichsetzung des Begriffspaars »schön-erhaben« mit dem Begriffspaar »anmutig-würdig« ist nur auf diejenigen ›Teile‹ der Ästhetik des 18. Jahrhunderts bezogen richtig, die der Rhetorik verpflichtet sind; sie gilt beispielsweise nicht in Beziehung auf Burkes Einteilung der ästhetischen Qualitäten, in der das Erhabene ein Schrecklich-Erhabenes (und nicht ein Würdiges) ist.

[5] Siehe Weniger, ebd. 14. Dazu, daß schon bei Quintilian der niedere Stil kaum beachtet ist, s. Spang, a. a. O. [Anm. 1] Sp. 930. (Die Rhetorik – und später dann die Ästhetik – thematisiert eben vornehmlich die Gefühle und Affekte, nicht so sehr die Erkenntnis und Belehrung.)

[6] Ebd. 7.

[7] Ebd. 10. Mit »Annehmlichkeit« übersetzt Weniger den Ausdruck »suavitas«, den man ebenso gut mit »Lieblichkeit« oder »Liebreiz« übersetzen könnte. Spang übersetzt mit »Sanftheit« (a. a. O. [Anm. 1], Sp. 928).

[8] Ebd. 12.

[9] S. ebd.

Schönheit doch von den Werken Dürers verschieden sind, das lehrt die Gegenüberstellung.«[10]

Die Dreistillehre bleibt noch bis ins 18. Jahrhundert hinein wirksam. Alexander Gottlieb Baumgarten versucht, eine Ästhetik nach Maßgabe der wissenschaftsphilosophischen Standards Christian Wolffs zu erstellen, d. h. unter anderem: gemäß dem Kriterium der Vollständigkeit.[11] Er möchte möglichst alle Regeln der alten Poetik und Rhetorik, eingeschlossen die Regeln der Dreistillehre, aufgreifen und, systematisch geordnet, in seine *Aesthetica* als eine »scientia cognitionis sensitivae«[12] integrieren. Weil bei diesem Unternehmen eine bedeutsame Bestimmung des Verhältnisses Schönes – Erhabenes zustande kommt, soll Baumgartens *Aesthetica* an dieser Stelle berücksichtigt werden.

Die Ästhetik ist für Baumgarten im wesentlichen eine »ars pulcre cogitandi«:[13] Sie ist ausgerichtet auf den »felix aestheticus« oder Schöngeist als einen, der »schön denken« bzw. der (in einer bestimmten Verfassung bestimmten Regeln gemäß) ein Werk der schönen Kunst hervorbringen kann. Das schöne Denken des Schöngeists teilt Baumgarten in »drei verschiedene Denkungsarten«[14] ein: das »tenue cogitandi genus«,[15] das »medium cogitandi genus«[16] und das »sublime cogitandi genus«[17]. Was die erhabene Denkungsart angeht – um jetzt nur sie zu berücksichtigen –, so muß »das Thema zu dieser Denkungsart […] groß sein«,[18] nämlich wichtig und würdig,[19] und dieses Thema muß erhaben – was auch heißt: mit großem Feuer – gedacht und zur Sprache gebracht werden, so daß der Zuhörer oder Leser »ganz außer sich selbst gesetzt«[20] wird.

Bemerkenswert an Baumgartens Theorie der drei Denkungsarten, und zumal der erhabenen Denkungsart, sind folgende Punkte: (1) Wie schon Quintilian und Melanchthon nimmt Baumgarten die Dreistillehre der traditionellen Rhetorik auf und wendet sie auf andere Kunstarten als die der Dicht- und Redekunst an – nun allerdings theoretisch begründet und programmatisch auf alle Künste bezogen. Die

[10] Zitiert nach Weniger, a. a. O. [Anm. 4] 21.

[11] Vgl. Werner Strube: Alexander Gottlieb Baumgartens Theorie des Gedichts. In: Dichtungstheorien der deutschen Frühaufklärung, hg. von Theodor Verweyen (Tübingen 1995) bes. 11–15; ders.: Baumgartens Ästhetik als Transformation seiner Theorie des Gedichts. In: Texte Bilder Kontexte, hg. von Ernst Rohmer (Heidelberg 2000) bes. 26–29.

[12] Siehe Alexander Gottlieb Baumgarten: Aesthetica (Frankfurt 1750, Nachdr. Hildesheim 1961) § 1.

[13] Ebd.

[14] Baumgarten: Kollegnachschrift. In: Bernhard Poppe: Alexander Gottlieb Baumgarten – Seine Bedeutung und Stellung in der Leibniz-Wolffischen Philosophie und seine Beziehungen zu Kant (Borna-Leipzig 1907) § 230.

[15] Aesthetica, a. a. O. [Anm. 12] § 230.

[16] Ebd. § 266.

[17] Ebd. § 281.

[18] Ebd. § 281.

[19] Beispiel: der tragische Gegenstand. (Im Unterschied dazu: die Komödie als Beispiel der mittleren Denkungsart; s. ebd. § 208.)

[20] Ebd. §§ 305, 306.

»genera cogitandi« werden in einer ›allgemeinen‹ Ästhetik zum Thema gemacht gemäß der Annahme: »Wenn ich sinnlich schön denken will, warum soll ich bloß in Prosa oder in Versen denken? Wo bleibt der Maler und Musikus? […] Deshalb muß die Ästhetik allgemeiner sein; sie muß sagen, was von allem Schönen gilt.«[21] (2) Schönheit ist für jedes Kunstwerk erforderlich: für dasjenige, das der niedrigen Denkungsart entspringt, ebenso wie für dasjenige, das aus einer hohen Denkungsart hervorgeht. Das Kunstwerk darf niedrig sein (z. B. in einer schlichten Sprache vom Landleben handeln), aber es darf nicht niederträchtig sein (d. h. es darf nicht gegen die Forderung der moralischen Größe und mithin nicht gegen die Schönheit als das Prinzip aller schönen Künste verstoßen).[22] (3) Das Erhabene ist dem Schönen nicht koordiniert. Es ist zwar der relativ höchste Rang der ästhetischen Größe,[23] aber diese ist nur ein *Merkmal* bzw. eine *notwendige Bedingung* des Schönen und insofern dem Schönen untergeordnet: »Alles, was wir schön denken sollen, muß ästhetisch groß sein. Dies ist eine unentbehrliche Notwendigkeit«, heißt es in § 177 der Kollegnachschrift. Im Hinblick auf die anderen schön-machenden Eigenschaften wäre *so* zu betonen: Die Größe ist nur *ein* Merkmal bzw. nur *eine* notwendige Bedingung des Schönen; sie ist ja eine schön-machende Eigenschaft *neben* anderen, nämlich neben dem ästhetischen Reichtum, der ästhetischen Wahrheit, der ästhetischen Klarheit, der ästhetischen Gewißheit und dem ästhetischen Leben der Erkenntnis (wobei anzumerken ist, daß die letztgenannte Bedingung das wichtigste Erfordernis einer »schönen Erkenntnis« ist). Baumgarten teilt also den ästhetischen Wert nicht in das Schöne und das Erhabene ein; vielmehr ist ihm das Schöne eindeutig das »summum genus« seines ästhetischen Begriffssystems,[24] und dieses Schöne teilt er ein in die Merkmale oder »Stücke« (wie er oft sagt) »ubertas aesthetica«, »magnitudo aesthetica« usf. (4) Das Gesagte heißt auch: *Alle* Gedichte, Gemälde, Musikstücke haben – qua Werke der schönen Kunst – ästhetische Größe; und *einige* von ihnen gehören zur Menge derjenigen Gedichte, Gemälde, Musikstücke, die Ausdruck einer erhabenen und nicht etwa der mittleren Denkungsart sind; sie sind beispielsweise (auf Dichtarten bezogen) Tragödien und nicht Komödien.[25] (5) Weil die Ästhetik Baumgartens sozusagen in Verallgemeinerung der Theorie der Dicht- und Redekunst erstellt und deshalb eine Theorie der schönen Künste ist, bezieht sich das in ihr über die Denkungsarten, darunter die erhabene Den-

[21] Kollegnachschrift, a. a. O. [Anm. 14] § 1 (S. 69). – Näheres hierzu in: Strube: Baumgartens Ästhetik, a.a.O. [Anm. 11] bes. 27 f.

[22] Vgl. ebd. §§ 230 und 234.

[23] Vgl. ebd. § 178: Longin redet »vom Größten unter dem Großen, nämlich dem Erhabenen«.

[24] Für Vietor ist klar, daß Baumgarten das Erhabene nicht als eine dem Schönen nebengeordnete Qualität behandelt, sondern die »Suprematie des Schönen ganz deutlich herausgestellt« hat; und er zitiert aus der Kollegnachschrift: »Wer schön denken will, muss notwendig groß und würdig denken.« (Karl Vietor: Die Idee des Erhabenen in der deutschen Literatur. In: ders.: Geist und Form [Bern 1952] 251.)

[25] Vgl. Kollegnachschrift, a. a. O. [Anm. 14] § 208.

kungsart, Gesagte eben auf die schönen Künste. Baumgarten erstellt keine Theorie des Erhabenen der Natur.

II. Longins Bestimmung des Erhabenen und die Longinsche Tradition

In der klassischen Rhetorik geht es um Stiltypen oder »genera dicendi«; bei Longin, einem Rhetoriker (vermutlich) aus dem ersten nachchristlichen Jahrhundert, geht es, wenn er vom Hohen oder Erhabenen spricht, nicht um einen Stiltyp, sondern um dasjenige, was in der Rede den *höchsten Wert* bzw. die *stärkste Wirkung* hat: um das Erhabene als einen »bestimmten Höhepunkt und Gipfel der Rede«.[26] Longins Begriff des Erhabenen ist – jedenfalls in der Hauptsache – kein rhetorisch-stiltypologischer Begriff mehr, sondern ein rhetorisch-axiologischer (rhetorisch-werttheoretischer) Begriff.[27] Schon Boileau, der als erster Longin in eine der neueren Sprachen übersetzt, sieht diesen Sachverhalt deutlich: »Il faut donc entendre par Sublime dans Longin, L'Extraordinaire, le Surprenant, et comme je l'ai traduit, le Merveilleux dans le discours.«[28]

Longin bestimmt das Erhabene auf den Dichter und Redner bezogen folgendermaßen: Davon abgesehen, daß der Dichter und Redner die ›technischen‹ Regeln der Rhetorik kennen muß, muß er bestimmte natürliche Anlagen haben, nämlich die Anlage zum Großen (zur geistigen und moralischen Größe), die Kraft zum Erfinden und Konzipieren großer Gedanken sowie die Fähigkeit, ein »starkes, begeistertes [enthusiastisches] Pathos«[29] zu empfinden – ein Pathos, das von den sanfteren Affekten, die durch Carmina erregt werden, ebensoweit entfernt ist wie von dem Jammern und Schaudern, das der Tragiker bewirkt.[30] Das Erhabene einer Rede ist demnach dasjenige, was den Zuhörer hinreißt: es »übt eine unwiderstehli-

[26] Pseudo-Longinus: Vom Erhabenen 1. 3, hg. von Reinhard Brandt (Darmstadt 1966) 29. Vgl. Brandt in seiner Einleitung, S. 15: »das Erhabene wird zum absoluten Maßstab von Dichtung und Rede.« – Vgl. auch Manfred Fuhrmann: Einführung in die antike Dichtungstheorie (Darmstadt 1973) 140: Longin will »das Erhabene nicht als bloßen Stilbegriff verstanden wissen«.

[27] Ich füge »in der Hauptsache« hinzu, da Longin *gelegentlich* den Ausdruck ὕψος auch auf den Stil eines ganzen Werkes (etwa der *Ilias*) bezogen gebraucht (s. 9.13). – Schönberger bringt die Sache so auf den Punkt: »Er [sc. Longin] versteht unter ὕψος den rhetorischen Stilbegriff des ›Erhabenen‹ nur am Rande. ὕψος ist bei ihm die besondere Eigenschaft einzelner Stellen bei verschiedenen Autoren, auch bei solchen, die etwa im mittleren Stil schreiben.« (Otto Schönberger: Nachwort zu: Longinus: Vom Erhabenen [Stuttgart 1988] 142.) – Schon an dieser Stelle sei darauf hingewiesen, daß man von dem stiltypologischen und dem rhetorisch-axiologischen Begriff des Erhabenen noch einen ästhetisch-phänomenologischen Erhabenheitsbegriff unterscheiden muß (der bei Burke und anderen thematisiert ist [s. u.]).

[28] Nicolas Boileau-Despréaux: Traité du Sublime, ou de Merveilleux dans le Discours. Œuvres. Bd. 3 (La Haye 1729) 11 f. [Préface].

[29] Longin, a. a. O. [Anm. 26] 41 (8.1).

[30] Armin Müller: Erhaben. In: Hist. Wb. Philos. Bd. 2 (Basel, Stuttgart 1972) 625. Vgl. auch M. Fuhrmann, a. a. O. [Anm. 26] 143 über Longins Unterscheidung der »nicht-erhabenen niedrigen Formen des Pathos« vom »echten, im rechten Augenblick hervorbrechenden Pathos«.

che Macht und Gewalt auf jeden Zuhörer aus und beherrscht ihn vollkommen.«[31] Diese unwiderstehliche Macht übt es »plötzlich« und gewissermaßen blitzartig aus: Es »zersprengt alle Dinge wie ein Blitz.«[32] – Mit der Rede vom höchsten Wert und der plötzlichen Wirkung ist deutlich angezeigt, was schon angesprochen wurde, daß nämlich erhaben nicht ein ganzes Werk ist, sondern (wenn überhaupt) nur eine *einzelne Stelle* dieses Werks;[33] nicht beispielsweise die ganze Bibel, sondern das Bibelwort »Gott sprach: Es werde Licht, und es ward. Es werde Land, und es ward.«[34]

Bemerkenswert an Longins Bestimmung des Erhabenen sind im besonderen folgende Punkte, die sich auf das Verhältnis des Erhabenen zu den Künsten sowie zum Schönen beziehen: (1) Was das Erhabene in den Künsten angeht, ist erhaben die einzelne Stelle einer *Rede* (der Rede eines Dichters, Redners, Philosophen oder auch Geschichtsschreibers). Von den Künstlern ist es nur der redende Künstler, der den Rezipienten hinreißen und enthusiasmieren, also über das Menschliche erheben kann. Zwar kann auch das Werk der bildenden Kunst Bewunderung erregen, aber wegen der genauen Ausführung bzw. der Kunstfertigkeit des Künstlers, nicht wegen der beinahe göttlichen Größe, die eben in einzelnen Stellen beispielsweise der Werke Homers oder Platons oder der Bibel zum Ausdruck kommt: »Bei Statuen sucht man die Ähnlichkeit mit dem Menschen, bei der Rede […] das Übermenschliche.«[35] (2) Was das Erhabene im Verhältnis zum Schönen angeht, sieht man in Longins Text mitunter eine Dichotomie von Schönheit und Erhabenheit angelegt,[36] und dies vor allem unter Hinweis auf die unterschiedlichen »Landschaftstypen«, die Longin in 35.4 anspricht und die man für Beispiele der schönen Landschaft (Bach) und der erhabenen Landschaft (Strom, Ozean) hält.[37] Longin sagt in 35.4, daß wir Menschen von Natur aus, d. h. gemäß unserer physischen Eigentümlichkeit, das Große bewundern: »Wir bewundern nicht die kleinen Bäche, wenn sie auch durchsichtig und nützlich sind, sondern den Nil und die Donau oder den Rhein und noch viel mehr als sie den Ozean.«[38] – Eine Dichotomie von Schönem und Erhabenem ist bei Longin meines Erachtens nicht gegeben: Das Erhabe-

[31] A. a. O. [Anm. 26] 29 f. (1.4).

[32] Ebd. 31 (1.4). – Daß die alte Dreistillehre (und ihre Bestimmung der Aufgaben des Redners) noch nachwirkt, zeigt sich in 1.4 deutlich: Das Übergewaltige oder Erhabene führt zur Ekstase; es wirkt jederzeit stärker als das Überredende (s. niederer Stil) und das Gefällige (s. mittlerer Stil).

[33] Vgl. Brandt in seiner Einleitung, a. a. O. [Anm. 26] 15: Das Erhabene fungiert nicht »als drittes genus dicendi, es zeigt sich in einzelnen Wendungen, nicht in der stilistischen Durchführung eines ganzen Werkes.«

[34] Pseudo-Longinus, a. a. O. [Anm. 26] 45 (9.9).

[35] Ebd. 101 (36.3). Nebenbei sei darauf hingewiesen, daß gelegentlich Naturphänomene, besonders der Ozean, als erhaben betrachtet werden (s. 99 [35.3 f.]).

[36] Der wichtigste Vertreter der ›Dichotomie-Fraktion‹ ist Carsten Zelle; s. bes. Zelle: Die doppelte Ästhetik der Moderne (Stuttgart/Weimar 1995).

[37] So sagt Zelle, »daß Longin in die Dichotomisierung schöner und erhabener Rede die Topik der Landschaftstypen […] ausdrücklich miteinbezogen hatte.« (Ebd. 53.)

[38] Pseudo-Longinos, a. a. O. [Anm. 26] 99 (35.4).

ne ist eben dem Schönen nicht nebengeordnet oder mit ihm koordiniert,[39] sondern es ist, wie man sagen könnte, ein höchster ästhetischer Wert, der in annähernd gleicher Weise durch die Ausdrücke »das Außerordentliche«, »das Große« und »das Schöne« bezeichnet werden kann,[40] so daß man nicht überrascht ist, wenn einem in der durch Longin gestifteten Tradition der Ausdruck »erhabene Schönheit« begegnet. Jedenfalls sind mit den Ausdrücken »das Außerordentliche«, »das Große« und »das Schöne« bei Longin keine Glieder einer Klassifikation oder Einteilung bezeichnet. – Dafür, daß bei Longin eine »Dichotomisierung schöner und erhabener Rede« vorliege, spricht im übrigen auch nicht Longins Beziehung auf die zwei unterschiedlichen Landschaftstypen: Es ist bei Longin ja gar nicht das Schöne, das am Beispiel des kleinen Baches exemplifiziert bzw. durch ihn repräsentiert werden soll, sondern das Durchsichtige bzw. Klare und insofern Nützliche – als etwas, das auch für das »niedrige gemeine Tier«[41] nützlich ist. Nicht im Rahmen der Entgegensetzung von Schönheit und Erhabenheit sind Longins Beispiele zu sehen, sondern im Rahmen der Entgegensetzung »des Nützlichen und des Notwendigen« einerseits und des Unerwarteten oder Paradoxen andererseits, dessen Bewunderung in dem »unzähmbaren Verlangen« gründet »nach allem jeweils Großen und nach dem, was göttlicher ist als wir selbst«.[42] Die Bezugnahme auf Bach, Strom und Ozean hat ihren ›systematischen Ort‹ in Longins anthropologischer Grundlegung des Erhabenen und nicht in einer Theorie der unterschiedlichen ästhetischen Qualitäten von Landschaftstypen.

Dem Mittelalter ist die Schrift des Longin unbekannt. Erst in der ausgehenden Renaissance wird sie entdeckt, ediert und übersetzt, und wirklich wichtig wird sie im 17. Jahrhundert in Frankreich, wo sich vor allem Boileau auf Longin bezieht. (Man interpretiert Boileaus Übertragung von Longins Schrift, den *Traité du Sublime*, und das Vorwort zu diesem Traktat heute meistens gegen die von Boileau vertretene Ansicht, er habe mit seiner Übertragung die eigene Poetik, den *Art poétique*, ergänzt bzw. »eine Art Fortsetzung der *Art poétique*«[43] geliefert. Pointiert gesprochen: Man versteht Boileaus *Traité* als einen Text, in dem die alte Regelpoetik durch eine Theorie des freischaffenden Genies ersetzt ist.[44] Ich interpretiere den Text nicht so, sondern ›autorintentional‹.)

[39] Am deutlichsten hat dies Harald Fricke gesehen in: Norm und Abweichung (München 1981) 72. Nach Ansicht Frickes »ist ›Erhabenheit‹ bei Longinus […] nicht ein bloßer ästhetischer *Komplementär*-Begriff zum ›Schönen‹ (wie dann im 18. Jahrhundert bei Kant, Schiller oder Burke, wo dann ›the Sublime‹ und ›the Beautiful‹ einander gegenüberstehen).«

[40] Vgl. a. a. O. [Anm. 26] 35.3: τὸ περιττὸν […] καὶ μέγα καὶ καλόν.

[41] Ebd. 99 (35.2).

[42] Ebd. (35.4).

[43] Carsten Zelle: Schönheit und Erhabenheit. In: Das Erhabene, hg. von Christine Pries (Weinheim 1989) 60.

[44] S. ebd. 59–63. – Den Text in *dieser* Weise zu lesen, liegt durchaus nahe, wenn man ihn (wie bei Zeitgenossen Boileaus geschehen) als ›Kampfinstrument‹ im Rahmen der »Querelle des Anciens et des Modernes« sieht.